

PAUL EDUARD

FREDDY

FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM
22. JAHRHUNDERT
BAND I - IV

BAND 26
OPUS 124 BIS 128



[lit-print]

SERIE 1

BAND 26

FREDDY

FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT

(BAND I - IV)

OPUS 124 - 128

PAUL EDUARD

[lit-print]

Copyright by Paul Eduard 2012

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2012 by Paul Eduard
Selbstverlag [lit-print] Paul Eduard
www.lit-print.ch
1. Auflage 2012
ISBN 978-3-9523747-4-0

Lektorat:
Daniela Heer
Gestaltung und Titelbild:
Monika Busch, Master of Arts in Art Education
bu.mo@web.de
Druck- und Bindearbeiten:
Druckerei GLOS Semily s.r.o., Tschechische Republik.

Titelbild:
„Freddy“
Tusche und Bleistift auf Papier, 7.5 x 10 cm,
Blindzeichnung, Monika Busch, 2012.
Copyright © Monika Busch

Ein besonderer Dank geht an Ernst P. Wagner,
Schweizer in New York, Schulfreund des Autors, Inhaber der Firma Modulightor (www.modulightor.com), für seine grosszügige Unterstützung dieses Buchprojekts.

P. E.

Inhaltsverzeichnis	Seite
OPUS 124 FREDDY FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT BAND I SEINE JUGENDJAHRE	5
OPUS 125 FREDDY FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT BAND II STUDIENJAHRE	73
OPUS 126 FREDDY FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT BAND III ERSTE ERWACHSENENJAHRE	149
OPUS 127 ARTHUR AUF DER RAUCHERINSEL FUTURISTISCHER ROMAN ZWISCHENBAND	223
OPUS 128 FREDDY FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT BAND IV DER NEUE MENSCH	287
Bestellhinweis	347

Eine utopische Studie aus dem 22. Jahrhundert

OPUS 124

FREDDY

FUTURISTISCHER ROMAN AUS DEM 22. JAHRHUNDERT

BAND I

SEINE JUGENDJAHRE

PAUL EDUARD

[lit-print]

Copyright by Paul Eduard 2012

VORWORT

Das vorliegende Werk enthält eine utopische Geschichte, die in allen Teilen erfunden ist und keinen Anspruch erhebt auf irgendwelche Wirklichkeitsnähe oder Plausibilität. Der Autor hat seiner Fantasie freien Lauf gelassen.

Es handelt sich um eine Weiterentwicklung der Kurzgeschichte Freddy in der Geschichtensammlung Opus 6.

Im vorliegenden Band I werden Freddys Jugendjahre (bis Alter 18) ausgebreitet.

Basel, im Herbst 2007
Paul Eduard

I FREDDY KOMMT AUF DIE WELT

Im Jahre 2121 begab es sich, dass am 21. Januar der Erdenbürger Nummer 009 833 937 771 zur Welt kam. Um ihn von der Nummer 009 833 937 770 und der Nummer 009 833 937 772 zu unterscheiden, die kurz zuvor und kurz danach in der gleichen Klinik geboren wurden, gab man ihm den Übernamen Freddy, mit dem er fortan gerufen wurde.

Freddy war schon als Baby ein gesundes, kräftiges Kind. Er trank viel Milch, die er aus einer kleinen Flasche erhielt. Seine Mutter konnte ihm ja die Brust nicht geben, da sie in Afrika in einem riesigen Saharaprojekt im Einsatz war. Dort befand sich auch Freddys Vater, der im gleichen Projekt als Ingenieur arbeitete. Die Eltern konnten immerhin die Geburt ihres Jungen an ihren Laptops verfolgen, die sie zuvor mit dem Geburtsfernsehen der Klinik verbunden hatten. Zu diesem Zweck hatten sie sich auf einer besonderen Website eingeloggt, für die ihnen die Klinik auch das Passwort zugestellt hatte, das nur am Tag der Geburt des Kindes Gültigkeit hatte. Das Unglück wollte es, dass die Eltern zum Zeitpunkt der Geburt nicht am gleichen Ort in der Wüste Sahara waren. Das Geburtsfernsehen der Klinik entschädigte sie für dieses Manko zum Teil. Auch hatten beide ihr Mobiltelefon mit Bildschirm auf sich, auf dem sie den Angerufenen sehen konnten.

Als Freddy auf den Tag genau programmgemäss auf diese Welt gekommen war, nachdem er die letzten neun Monate im Leib einer Leihmutter verbracht hatte, in die die befruchtete Eizelle von Freddys Mutter verbracht worden war, schrie er zuerst einmal, wie das die Neugeborenen seit Urzeiten tun. Dann wickelte ihn die Hebamme in ein Tuch und gab ihn der Leihmutter für den Fototermin. Diese würde das Kind nur kurze Zeit behalten können. Schon nach zwei Wochen würde Freddy in ein Säuglingsheim kommen, wo er mit 99 anderen kleinen Babys bleiben würde, deren Eltern auch im Ausland im Einsatz waren. Die Leihmutter würde sich dann wieder mit ihren eigenen zwei Kindern, die ihr per Gesetz erlaubt waren, zufrieden geben müssen.

Freddys Eltern prosteten sich per Fernsehhandy mit alkoholfreiem Sekt zu. Alkohol war mit Dekret der Weltregierung schon vor einundzwanzig Jahren, per 1. Januar 2100, von der Weltregierung für menschliche Konsumzwecke verboten worden. Die einzige Ausnahme von diesem strikten Verbot waren die grossen Geburtstage, an denen Champagner und Wein aus alten Beständen gekostet werden durften, wobei die Menge, welche ein Individuum trinken durfte, genau limitiert war. Eine weitere Ausnahme bildeten sogenannt medizinische Zwecke, die einen Alkoholgenuss notwendig machten. Aufgrund einer Verschreibung des Arztes konnte in diesem Fall eine kleine Menge Alkohol in der Apotheke bestellt und abgeholt werden.

Freddys Vater liess seiner Frau einen grossen Blumen-

straus zukommen, den er für sie im Internet bestellt hatte. Diese Methode der Blumenzustellung war im Jahre 2121 überhaupt nichts Neues. Sie ist bereits zu Beginn des 21. Jahrhunderts, als das Internet sich allgemein durchzusetzen begann, eingeführt worden. Anna hatte grosse Freude an den Blumen, die ihr ein Kurier überbrachte. Zuvor hatten diese Blumen eine lange Reise von Europa mit dem Flugzeug hinter sich. Das Passagier- und Frachtflugzeug, das einmal in der Woche den Aussenposten in der Wüste versorgte, wo Mutter Anna als Krankenschwester im Einsatz war, war gerade gestern gelandet. Die Blumen, die man wie in der guten alten Zeit in einen Kübel Wasser gestellt hatte, waren noch leidlich frisch.

Wenige Tage nach seiner Geburt erhielt Freddy im Oberarm einen Chip eingepflanzt, der mit dem World Geographic Positioning System (W-GPS) verbunden war. Derart konnte das kleine Baby fortan nie mehr mit einem anderen Erdenbürger verwechselt werden oder verloren gehen. Der Sender im Chip würde immer Freddys Identifikationsnummer angeben, wo er sich auch immer befinden würde. Im W-GPS-Zentrum in Houston (USA) konnte auch immer festgestellt werden, wo Freddy gerade war.

Die Ausrüstung aller Menschen auf dieser Erde, die seit Beginn des 22. Jahrhunderts die Norm war, hatte bereits eine grosse Senkung der Zahl der Verbrechen zur Folge gehabt. Indem jede Person wusste, dass sie, selbst wenn sie gerade allein war, vom W-GPS erfasst wurde, das immer wissen würde – und das auch fortwährend auf-

zeichnete – wo sie gerade war, war die Beweisführung im Falle von eingetretenen Verbrechen viel einfacher geworden. Es lohnte sich so überhaupt nicht mehr, für den Tatzeitpunkt ein nicht zutreffendes Alibi anzugeben. Das W-GPS würde den Täter immer überführen.

Eine andere Sache war, dass das World Computing System (WCS) von Geburt an von Freddy Besitz ergriff. Nicht nur erhielt er von ihm die bereits erwähnte persönliche Identifikationsnummer. Das WCS legte von Freddy auch zugleich ein individuelles Dossier an, das fortan täglich aufdatiert würde, sein Leben lang. Dieses persönliche Dossier, PF (Personal File), wird im Computersystem des WCS wie eine private Webpage geführt, deren Zugang limitiert ist. Die Einträge erfolgen in den ersten Lebensjahren eines Menschen durch das Pflegepersonal. Sobald das Individuum selbst lesen und schreiben kann, muss es die PF täglich selbst nachführen. Dort wird alles erfasst, was der Einzelne tut und erlebt. Ergeben sich später einmal Probleme, kann die PF durch Amtspersonen, Medizinalpersonen und Vorgesetzte eingesehen werden. Das erleichtert die Eruiierung von Ursachen eines Übels enorm, welches beseitigt werden muss, im Interesse der Gesellschaft und des Einzelnen. Doch davon später mehr.

Kehren wir zum jungen Freddy im zarten Babyalter zurück. Das Klinikpersonal war sich einig, noch selten einen so hübschen Jungen gesehen zu haben. Er hatte blaue Augen und blonde Haare. Er wog schon sechs Kilos. Er trank seine Milch mit dem allergrössten Appe-

tit. Freddy lächelte auch alle Menschen an, die an sein Bettchen traten. Es schien, als wäre ihm ein langes und glückliches Leben vorbestimmt.

Seine Eltern widmeten sich wieder mit verdoppelter Energie ihrer Arbeit in der Wüste. Jeden Tag, wenn es Abend wurde, konnten sie sich auf Freddys PF einloggen. Dann sahen sie ihren Kleinen in Fotos, die das Pflegepersonal von ihm jeden Tag neu aufnahm. Es hatte auch einige kleine Videosequenzen. Wie der Kleine gurgelte und lachte! Es war eine reine Freude, wenn Anna und Josef nur nicht diesen Trennungsschmerz gefühlt hätten, der sich leider auch mit modernster Kommunikationstechnik nicht beseitigen liess.

II FREDDY IM SÄUGLINGSHEIM

Nach den zwei Wochen in der Geburtsklinik kam Freddy wie vorgesehen in das Säuglingsheim, das er mit 99 anderen Babies teilte. Er bekam ein eigenes Bettchen, das doppelt angeschrieben war. Einerseits war auf einem Schild seine persönliche Identifikationsnummer 0009 833 937 771 zu lesen. Andererseits hatte die Säuglings-Schwester mit roter Kreide FREDDY aufgemalt. Ihre zierliche Schrift, die an Girlanden denken liess, kontrastierte mit der Strenge der amtlichen Nummer.

Diese Schwester war 22 Jahre alt. Sie war nicht in Germanien auf die Welt gekommen, dem Land, in dem sich nun Freddy im Heim befand. Hermine, so hiess die junge Frau, war in den Schweizer Alpen geboren und aufgewachsen. Die urtümlichen Stämme, die dort hausten, hatten sich erst zum Teil der neuen Welt angeschlossen, die seit Beginn des 22. Jahrhunderts auf dem ganzen Planeten die Norm war. So hatten die Helveter die neue Weltregierung, die in New York, Genf, Wien, Nairobi, London, Paris, Berlin, Moskau, Peking und Tokio ihren Sitz hatte, noch nicht vollständig anerkannt. Entsprechend besass die Schweiz im Weltparlament auch nur Beobachterstatus und kein Stimmrecht. Auf vielen Gebieten, in denen sich die Weltnormen aber bereits voll durchgesetzt hatten, arbeitete Helvetien mit den anderen Staaten der Weltrepublik loyal mit.

Hermine hatte grosse dunkle Augen und lange schwarze Haare. Sie gefiel Freddy ausnehmend gut. Kam sie an sein Bettchen, gluckste er vor Freude. Mit den anderen Babies, die im Abstand von einem Meter im gleichen Saal ihr Bettchen hatten, konnte Freddy noch nichts anfangen. Sie brachten ihm ja nicht pünktlich drei Mal am Tag, wie das Hermine tat, die Milchflasche. Freddy liebte seinen Schoppen über alles. Er bedeutete ihm vorderhand die ganze Welt.

Am Ende des Bettchens, wo sich Freddys Füsse befanden, hatte man einen grossen Flachbildschirm installiert. Auf ihm konnte Freddy, als er drei Monate alt geworden war, das Baby TV verfolgen, das ihn aber nur mässig bis gar nicht interessierte. Es gab Baby-Cartoons und Trickfilme, die Freddy zum Schlafen anregten. Abends um fünf Uhr wurden jeweils seine Eltern aus Afrika für fünfzehn Minuten zugeschaltet. In dieser Zeit konnten die Eltern untereinander und mit ihrem Sohn sprechen. Sie sahen sich und Freddy auf ihren Laptops. Das Mikrofon war zugeschaltet. Das war die tägliche Familienkonferenz, welche Mutter Anna jeweils zu Tränen rührte. Wie gerne hätte sie ihren Sohn und ihren Mann in ihre kräftigen, von Afrikas Sonne gebräunten Arme gedrückt! Doch das blieb vorderhand, bis zum nächsten Urlaub in sechs Monaten, nur ein Traum.

Hermine war bei diesen Fernsehkonferenzen der Familie jeweils dabei. Sie drückte Freddys zartes molliges Händchen. Sie zeigte auf Papa und Mama und erklärte dem Kleinen, wer der Vater und die Mutter sei. Sie sprach

deren Namen deutlich aus. Er sollte nach und nach lernen, nach Mutti Anna und Vati Josef zu rufen. Hermine konnte auch direkt mit den Eltern via Internet-TV sprechen. Jeden Tag gab sie ihnen einen kurzgefassten Progress report ab, den sie auch fein säuberlich in Freddy's Personal file (PF) via Computer eintippte, die für die Eltern auch jederzeit abrufbar war, jedenfalls solange, bis Freddy seine Volljährigkeit erreicht haben würde, was ja immerhin noch fast achtzehn Jahre entfernt war.

Diese interaktiven Familienzusammenkünfte via TV und Internet wurden auch für Freddy bald zur guten Gewohnheit, die er nicht mehr missen mochte. Bereits um vier Uhr nachmittags wurde er unruhig. Er liess Hermine rufen, was ihm mit einem Knopfdruck jederzeit möglich war, auf den die Schwester aber nur reagieren musste, wenn sie nicht gerade sonst beschäftigt war. Freddy wollte, dass Hermine ihm ein farbiges Seidenband, das sie aus ihren Bergen mitgebracht hatte, und mit dem sie sich öfters die Haare zu einem Pferdeschwanz band, um seinen Kopf zog und einen Knoten machte. Er sah so aus wie ein Baby mit Festschmuck, was Freddy ausserordentlich gefiel, sah er sich im Spiegel oder auf dem Flachbildschirm über seinen Füssen.

Die Zeit im Säuglingsheim verging schnell. Schon nahte der Moment, in dem Freddy zu einer Pflegefamilie verbracht werden würde, die ihn in den nächsten Jahren in ihrem Heim zu Gast haben würde. Als Freddy neun Monate alt war, kam schon der grosse Tag. Der Abschied fiel Hermine furchtbar schwer. Freddy winkte

ihr fröhlich nach, als ihn die neuen Pflegeeltern mit ihrem Auto abholten. Hermine ging auf ihr Zimmer und weinte bitterlich. Noch nie, seit sie vor zwei Jahren ihr Alpental verlassen hatte, war das Heimweh so über sie gekommen. Sie beschloss, bei nächster Gelegenheit ihren Eltern und Geschwistern einen Besuch abzustatten. Die nächsten Weihnachts- und Neujahrsfesttage würden dazu Gelegenheit bieten, wenn das Säuglingsheim nur mit einem Minimalbestand an Pflegepersonal bestückt sein würde und Hermine alle Chancen hatte, dieses Mal selbst frei zu bekommen.

III DIE ELTERN AUF BESUCH

Freddys neue Pflegeeltern besaßen ein schönes Haus im Grünen, das von einem grossen Garten umgeben war. Sie hatten selbst schon zwei Kinder, einen Sohn von zehn Jahren und eine Tochter von fünf Jahren. Freddy kam für diese Familie wie gerufen, um der Tochter Dorothee einen Spielgefährten zu geben. Für Rainer, den Sohn, war Freddy vorderhand noch völlig uninteressant. Was sollte er mit einem quäkenden Baby anfangen, das mit seinen neun Monaten erste Gehversuche machte und noch keinen einzigen Satz sprechen konnte? Dorothee war da anderer Meinung. Sie schloss Freddy sofort in ihr Herzen. Das taten auch die Pflegeeltern.

Kaum war Freddy etwas an seine neue Umgebung gewöhnt, kündigte sich bereits der Besuch seiner Eltern aus Afrika an. Sie würden in zwei Wochen für ihren einmonatigen Urlaub kommen.

Vorerst hatte sich Freddy aber noch mit dem täglichen Tête-à-tête mit seinen Eltern via Bildschirm zu begnügen, das jeden Tag punkt fünf Uhr abends für eine halbe Stunde stattfand. Vater Josef und Mutter Anna wurden nicht satt, dem Sohn ihre grosse Vorfreude auf das baldige erste Zusammensein en famille kundzutun.

Freddy konnte sich nicht so richtig vorstellen, was denn

Eltern bedeuteten. Seine Pflegeeltern erklärten ihm jedoch, so gut sie konnten, dass jeder Mensch einen Vater und eine Mutter habe und dass es sich um für ihn wichtige Personen handle.

Der grosse Tag kam. Freddys Eltern fuhren mit einem gemieteten Auto im Anwesen der Familie von Fred und Emma Nordland vor. Freddy stand auf der Terrasse. Er winkte zusammen mit Dorothee den Neuankömmlingen zu. Diese wurden zuerst von den Pflegeeltern begrüsst, die sich auch um ihr Gepäck kümmerten.

Dann rannten Freddys Eltern über den Rasen, bis sie zur gedeckten Terrasse kamen. Noch drei Stufen hoch – und schon konnten Anna und Josef ihren Sohn in die Arme nehmen. Die Mutter wurde nicht satt ihren Kleinen zu Herzen und zu küssen. „Sieht er nicht prächtig aus?“, liess sie sich in einem Fort vernehmen, worauf ihr Mann nur nicken konnte. Dann fügte er bei: „Ja, es ist wirklich ein Prachtsjunge! So gesund und munter!“

Freddy wusste nicht so recht, wie er sich verhalten sollte. Zuerst kam ihm die Idee zu weinen. Das schien ihm aber doch nicht zu den fröhlichen Gesichtern um ihn herum zu passen. Dann krächte er: „Dada“. Das war bisher sein gesamter Wortschatz, dessen er sich in jeder Lage bediente.

„Dada“, sagte zu ihm die stolze Mutter, die ihn nicht mehr aus ihren Armen geben wollte. Herr Nordland hatte inzwischen seine Kamera geholt. Er filmte und

fotografierte die junge Familie nach Herzenslust. Dank der modernen Technik – der Funkverbindung zwischen der Filmkamera und seinem Hauscomputer war sichergestellt, dass diese Bilder nun schon in real time auf seiner Webseite www.nordland.fam zu sehen waren. Eine Kopie davon ging natürlich auch zeitgleich auf die *Personal file (PF)* von Josef Tauscher, Anna Tauscher-Häglin, Freddy Tauscher und die Familienwebseite www.tauscher.fam. Nicht zu reden von der Sicherungskopie, die im *World computing System (WCS)* abgespeichert würde, wo die berühmterbüchtere *Council for individual affairs (CFIA)* ihren Sitz hatte, der die Aufgabe zukam, das Privatleben aller Erdenbewohner ständig zu überwachen.

Doch das war den Eltern in diesem Moment ihres Glücks egal. Zum ersten Mal gab es die Familie Tauscher wirklich.

Josef und Anna verlebten zwei ungestörte Wochen mit ihrem Sohn, der von Tag zu Tag zutraulicher wurde. Nichts ging ihm über das Zusammensein mit seinen Eltern, in deren Gegenwart immer etwas los war. Die Eltern machten mit ihm Spiele, wie sie schon vor Jahrtausenden Mode gewesen waren. Eines bestand darin, dass sich Anna und Josef je hinter einer Säule auf der Terrasse versteckten. Freddy musste sie dann suchen gehen. Fand er sie, kriegte er nicht nur einen Kuss, sondern auch ein Bonbon.

Mit den Nordlands konnten die Eltern ihr Saharaprojekt besprechen, das die Weltregierung nach dem Verbot

aller Kriege gestartet hatte. Das Projekt lief nun schon zwanzig Jahre. Ein kleiner Teil der Sahara grünte bereits – einer riesigen Oase gleich. Aber es gab noch viel zu tun. Anna und Josef waren in zwei getrennten Abschnitten des gigantischen Vorhabens engagiert. Sie würden die nächsten drei Jahre noch dort verbleiben. Ihre Hoffnung war, dass sich die Aufspaltung der Familie auf die Entwicklung von Freddy nicht nachteilig auswirken würde. Die Nordlands beruhigten sie. Es sei nicht erwiesen, dass Pflegekinder, die getrennt von ihren Eltern aufwachsen, signifikant schlechtere Entwicklungschancen hätten. Dieser Befund beruhigte die Tauschers etwas.

Am 15. Tag nach ihrer Ankunft mussten Josef und Anna weiter. Auf ihrem Programm standen nun noch diverse Verwandtenbesuche in der Schweiz. Ferner hatten sie auch noch ein persönliches Gespräch mit ihren Vorgesetzten in der Helvetischen Sahara-Entwicklungs-Aktiengesellschaft (HSE AG) zu absolvieren – ein Pflichtbesuch, der fest zum Heimaturlaub gehörte.

Der Abschied vom Sohn Freddy fiel tränenreich aus. Auch Freddy spürte, dass ihm etwas weggenommen wurde, als die Eltern in ihr Mietauto stiegen. Ihm heftig zu winkend verschwanden sie hinter den Bäumen des Parks. Freddy weinte für mehrere Minuten, was die Pflegeeltern im Tagesrapport auf seiner PF vermerkten. Diese menschliche Regung wurde von ihnen aber nicht negativ beurteilt. Frau Nordland sagte zu ihrem Mann, als sie punkt 11 Uhr abends in ihr Ehebett stiegen: „So ein natürlicher Junge! Ich glaube, er wird seine Eltern

nun nicht mehr so schnell vergessen!“ Herr Nordland teilte diese Meinung mit einem Kopfnicken. Dann war er aber schon eingeschlafen, erwartete ihn doch am nächsten Tag viel Arbeit in seiner Firma, die auf private und öffentliche Überwachungsanlagen spezialisiert war.

IV HERMINE IN DEN BERGEN

Währenddem Freddy sein geruhames Leben bei seinen Pflegeeltern fortsetzte und von Tag zu Tag grösser, selbständiger und artikulierter und zu einem echten Spielkameraden für Dorothee wurde, und auch bereits seinen ersten Geburtstag hatte feiern können, bereitete sich Hermine auf ihre Reise in die Schweiz vor. Sie wollte ja Weihnachten und Neujahr mit ihren Eltern und Geschwistern im wilden Bergtal verbringen, aus dem sie stammte.

Das Säuglingsheim hatte ihr drei Wochen frei gegeben. Die ersten Tage des Urlaubs verbrachte Hermine mit Einkäufen. Jedes ihrer Geschwister sollte ein eigenes Geschenk erhalten. Dann stieg die junge Frau in den Zug, der sie nach Briga im Wallisertal bringen würde. Die Reise dauerte nur fünf Stunden. Der Zug hielt in Basilea und in Berna. Er war für Milano in Italien bestimmt. Irgendwelche Kontrollen gab es im Elektrozug nicht. Die Grenzkontrollen waren schon in den ersten Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts abgeschafft worden.

Hermine wusste jedoch, dass ihr Heimatland Helvetien eine gewisse Autonomie behalten hatte, obschon es sich vor einigen Jahrzehnten als assoziiertes Mitglied der Weltregierung angeschlossen hatte. In den zwanzig Kantonen Helvetiens herrschten noch lokale Gebräuche,

die anderswo unbekannt waren.

Dessen wurde sich Hermine bewusst, als eine junge Frau im Zug einen Werbeprospekt verteilte, als der Zug Basilea, die erste Station auf Schweizer Boden verlassen hatte. In der Broschüre war zu lesen, dass Helvetien einige Vorzüge zu bieten habe, die in der übrigen Welt unbekannt seien. An erster Stelle rangierte ein Alpenklima mit reiner Luft, wie es nur ein Kurort bieten kann, der frei ist von aller Industrie.

Es stimmte in der Tat, dass in Helvetien seit Jahrzehnten jede industrielle Tätigkeit eingestellt worden war. Derartige Aktivitäten, die einen negativen Einfluss auf die Luftqualität haben konnten, waren seit langem nur noch in Ländern mit Meeranschluss zu finden, insbesondere solchen mit relativ tiefen Löhnen. Die Schweiz als Naturreiservat hatte sich schon längst zur industriefreien Existenz bekannt.

Der zweite Vorteil Helvetiens lag in einem Bankgeheimnis, das weltweit einmalig ist.

Das konnte Hermine, die selbst nicht reich war, ziemlich gleichgültig sein, ganz im Gegenteil zu den Superreichen dieser Welt, die alle in der Schweiz ein Bankkonto besaßen. Von den Erträgen dieser Anlagen gab es automatisch einen jährlichen Abzug von 20 Prozent. 10 Prozent ging an Helvetiens Regierung zur Deckung der Staatsausgaben. Weitere 10 Prozent ging an die Weltregierung, die damit Spezialprojekte wie die Saharabewässerung finanzierte.

Die übrigen Vorzüge der Schweiz interessierten Hermine nicht mehr. Die Broschüre entglitt ihr. Sie schlief im Zug, bis der Kondukteur den nächsten Halt in Briga ankündigte. Ihre ganze Familie hatte sich zur Begrüssung auf dem Bahnsteig versammelt. Die Geschwister hielten ein Transparent in die Höhe, auf dem zu lesen war:

Hermine – willkommen in Deiner Heimat!

Als die junge Frau ausgestiegen war, streckten sich ihr viele Hände entgegen. Sie kam kaum nach, alle grossen und kleinen Mitglieder ihrer Familie zu umarmen. Dann wurde Hermine zu einem bereit stehenden gelben Postauto geleitet, das aus früherer Zeit stammte und das für besondere Anlässe gemietet werden konnte. Die ganze Gesellschaft fuhr in das Bergdorf, wo Hermine's Familie seit Jahrhunderten hauste.

Das Haus der Familie Burger stand gerade am Dorfplatz, in dessen Mitte der grosse Brunnen rauschte. In der guten Stube war schon zum Mittagessen gedeckt. Es gab Trockenfleisch mit Walliser Brot, einen guten Braten mit Kartoffelstock und Gemüse und zum Dessert eine frische Apfelwähe. Dazu wurde ein roter Wein aus Salgesch getrunken, der Hermine ausgezeichnet mundete. Die ganze Verwandtschaft war begierig zu hören, wie es Hermine im Ausland erging. Sie erzählte vom Säuglingsheim mit den 100 Babies. Sie kam auch auf Freddy zu sprechen, der ihr besonders ans Herz gewachsen war. „Stellt Euch vor: Seine Eltern leben in Afrika, mitten in der Sahara, und er muss ganz allein in Deutschland bei Pflegeel-

tern aufwachsen. Ist das nicht traurig?“ Die Meinungen darüber gingen am Mittagstisch hin und her. Jedenfalls wurde Hermine gebeten, Freddy einmal zu Besuch ins Walsertal zu bringen. Sie nahm dieses Angebot mit Freuden auf.

Nach dem Essen setzten sich die Männer zusammen, um hohe Politik zu diskutieren. Ein Onkel nahm eine Pfeife hervor und stopfte sie mit Tabak. Eigentlich war dieses Kraut nun auf der ganzen Welt verboten. Die helvetische Republik hat einen entsprechenden Beschluss der Weltregierung schon vor einiger Zeit ratifiziert. Aber es wurde von der Obrigkeit noch geduldet, dass in den Bergen alte Laster weiterbestanden, obschon mit Aufklärungskampagnen versucht wurde, diese ganz auszurotten. Das Thema des Tages war die in der Bundeshauptstadt Avenicum beschlossene Aufgabe des Schweizerfrankens, was nun noch durch eine Volksabstimmung bestätigt werden musste. Wie ein Mann waren die strammen Walsermänner am Tisch der Meinung, das dürfe nie und nimmer geschehen, trotz des Drucks der Weltregierung in New York, die wollte, dass auch die Schweiz zum Eurodollar wechseln würde, der bereits vor circa fünfzig Jahren eingeführt worden war, als der frühere US-Dollar und der Euro die Parität erreicht hatten. Überall waren vaterländische Klubs und Parteien am Werk, um der Regierung an der Sprachgrenze zwischen deutscher und französischer Schweiz eine empfindliche Niederlage zuzufügen. Der Ausgang des Abstimmungskampfes war offen.

Hermine sass bei den Frauen, die ihr alle Neuigkeiten des Dorfes erzählten. Eine Schulkollegin hatte bereits geheiratet. Ein Kind war unterwegs. Das war ein Traum, den sich Hermine auch einmal erfüllen wollte. In diesem Punkt war sie sehr altmodisch. Sie wollte noch einen eigenen Mann haben und mit ihm zusammen leben, und sich das männliche Spermium nicht einfach aus einer öffentlichen Samenbank besorgen, das dann von ihrem Frauenarzt eingepflanzt würde. Es lag ihr nichts an einem Kunstvater, möge er auch Astronaut, Olympiasieger oder Nobelpreisträger sein. Noch kannte sie diesen zukünftigen Mann nicht, und träumte nur von ihm. Sie wusste nur, dass er gross, stark und fürsorglich sein musste. Sie war nun vierundzwanzig. Bis zum dreissigsten Altersjahr hatte sie noch Zeit ihren Partner selbst zu finden. Würde sie diese Frist verpassen bestand die Gefahr, dass sie die Weltregierung zwangsweise mit einem Mann von irgendwo verheiraten würde, dessen Profil laut Computer optimal zu ihr passen würde. Das war eine Perspektive, die Hermine viel Angst machte, und der sie sich nicht ohne Not aussetzen wollte.

V FREDDY IN DER VORSCHULE

Im Alter von zwei Jahren kam Freddy in die Vorschule. Er lebte immer noch bei seinen Pflegeeltern, den Nordlands. Seine Eltern arbeiteten nach wie vor in Afrika.

Seine Lehrerin hiess Doris. Sie war gross, blond und hatte blaugrüne Augen. Alle Knaben verliebten sich sofort in sie, Freddy eingeschlossen. Es war klar, dass Frau Doris keine Probleme hatte mit der Disziplin. Die Knaben und Mädchen frassen ihr buchstäblich aus der Hand.

In der Klasse hatte es vierzehn Schüler. Sieben Mädchen und sieben Knaben. Am ersten Schultag bekam jedes Kind einen Kidlap. Das war ein voll ausgerüsteter Laptop mit lauter Kinderprogrammen, und natürlich Internetanschluss. Freddy konnte sich nun am Abend um fünf Uhr selbst einloggen, um mit seinen Eltern eine halbe Stunde lang zu sprechen. Die Nordlands mussten ihm nur noch helfen die Filmkamera in Position zu bringen, die Freddy's Gesicht aufnehmen würde, das dann via Computer nach Afrika übermittelt wurde.

Frau Doris erklärte den Kindern den Stundenplan. Am Morgen gab es von 9-11 Uhr ernsthafte Fächer wie Lesen, Schreiben und Rechnen. Dazu kam ein Grundkurs in Englisch. Von 11-14 war Mittagspause, während der zuerst gegessen wurde. Dann kam es zum Spielen im

Freien. Von 14-16 Uhr gab es Spiele im Schulzimmer, wobei der Kidlap wiederum ausgiebig zum Einsatz kam. Um 16 Uhr war die Schule zu Ende. Frau Nordland holte Freddy mit ihrem Auto ab. Es war ihre Pflicht, auch andere Kinder mitzunehmen, die in der Nähe von ihnen wohnten. So wurde der Gebrauch von Privatautos, der neuerdings rationiert war, optimiert.

Freddy gefiel es in der Schule gut. Er war nun nicht mehr nur mit Dorothee zusammen, die eh nur Zeit hatte, wenn ihre Schule aus war. Plötzlich umgaben ihn während Stunden dreizehn andere aufgeweckte Kinder. Sie waren auf Grund ihrer *PFs* ausgewählt worden. Die Klasse vereinigte nur überdurchschnittlich begabte Kinder.

In der zweiten Woche machte die Klasse ihren ersten Ausflug. Die Kinder durften von zuhause ein Picknick mitbringen, das für das Mittagessen gedacht war. Um neun Uhr war Abmarsch. Zuerst ging es von der Schule in einen dichten Wald, in dessen Mitte eine verfallene Burg stand. Dort angekommen, erzählte die Lehrerin von der Zeit vor 1'000 Jahren, die Mittelalter hiess. Die Kinder lauschten andächtig. Einige von ihnen machten auf ihrem persönlichen Blackberry Notizen. Morgen würde es bestimmt einen Aufsatz geben. Dann war Essenszeit. Um 13 Uhr ging es weiter durch den Wald, Felder und Auen, bis die kleine Gruppe am Dorfplatz von Eisenwiler angelangt war, ihrem eigenen Dorf mit ungefähr sechstausend Einwohnern.

In der Mitte des Dorfplatzes stand an der Stelle des

früheren Dorfbrunnens ein Denkmal mit einer grossen Skulptur. Die dargestellte Person war Bill Gates, der Begründer des modernen Zeitalters, das Ende des 20. Jahrhunderts begonnen hatte, und in dem man im Jahre 2123 immer noch lebte. Man sprach auch häufig vom digitalen Zeitalter. Im Zentrum dieser Kultur stand nun nicht mehr der Mensch, sondern der Computer, der nach und nach die Macht übernommen hatte. Da Bill Gates die Chancen dieses neuen Zeitalters als Erster resolut erkannt hatte und mit seiner Firma Microsoft einen riesigen Erfolg erzielt hatte, was ihm auch ein enormes Vermögen beschert hatte, lag es nahe, dass auch Eisenwiler ein Denkmal zu seinen Ehren errichtet hat, als der alte Dorfbrunnen aus dem 19. Jahrhundert baufällig wurde. Das Denkmal trug die Inschrift:

BILL GATES GEWIDMET
DEM BEGRÜNDER DER MODERNE
DIE DANKBARE GEMEINDE EISENWILER 2100

Die Lehrerin und die vierzehn Kinder standen um das Denkmal herum. Sie gaben sich die Hand. Sie sangen, so gut sie schon konnten, ein Lied, das Bill Gates gewidmet war. Es war eine Dankeshymne. Frau Doris fand, Bill Gates sehe auf der Skulptur nicht so gut aus, wie er in Wirklichkeit gewirkt habe. Ihr Grossvater hatte Bill Gates einmal persönlich in Davos in der Schweiz getroffen. Auch gab es zahlreiche Bücher über diesen Begründer des modernen Computerwesens mit teils hervorragenden Fotos. Die Lehrerin fand, der Künstler hätte sich

da mehr inspirieren lassen sollen. Aber man hatte eben einen Einwohner von Eisenwiler, einen alten Bildhauer, mit diesem Auftrag betrauen müssen. Da war nichts Besseres zu erwarten gewesen.

Frau Doris sagte zu den Kindern: „Nun hört gut zu. Ab morgen Donnerstag werde ich Euch jeden Tag aus dem Leben von Bill Gates erzählen. Das wird Euch lehren, dass man mit etwas Glück, Intuition, Können und Einsatz sehr weit kommen kann im Leben. Bill Gates soll Euch schon jetzt als Vorbild dienen.“

„Dann ist er also wie der liebe Gott?“, liess sich die vorwitzige Rebecca vernehmen. Sie gefiel Freddy besonders gut, was er aber noch für sich selbst behielt.

Die Lehrern lachte. „Fast. Aber nicht ganz. Der liebe Gott kommt doch immer noch zuerst. Zuerst der liebe Gott, dann die Weltregierung, und dann Bill Gates.“

Die Kinder stellten keine weiteren Fragen. Die ganze Gruppe zottelte zurück zur Kleinkinderschule, wo es zur Feier des Tages Bill Gates-Sirup und Kuchen gab, gestiftet von der Bill Gates-Stiftung für hochbegabte Kleinkinder, von der die Schule in Eisenwiler unentgeltlich Lehrmaterial, die Kidlaps und Kurse für die Lehrerin erhalten hatte, was das Budget der Gemeinde und der Eltern der Kinder entlastete.

Auf dem Heimweg im Auto erzählte Freddy der Frau Nordland voller Eifer, was er den ganzen Tag erlebt hat-

te. Sein letzter Satz war: „Ich will einmal wie Bill Gates werden, damit ich auch von allen gerühmt werde und mitten im Dorf ein Denkmal erhalte.“

Kluger Bursche, dachte sich Frau Nordland, und lachte.

VI BLÄTTER ZÄHLEN

Die Zeit verging wie im Fluge. Freddy kam nun als Fünfjähriger bereits in die erste Klasse der Primarschule. Er war glücklich, dass sein bester Freund Karl und das Mädchen Rebecca, das ihm immer noch sehr gut gefiel, auch wenn er ihr nichts davon sagte, auch in seine Klasse kamen.

Freddys Eltern, die in der Zwischenzeit wieder auf Urlaub gekommen waren, hatten ihren Vertrag in Afrika verlängert. Es gab ja dort noch immer soviel zu tun, um das Saharaprojekt voranzutreiben. Die Nordlands waren glücklich, Freddy weiter betreuen zu dürfen. Er war ja ein so lieber Bub. Schon konnte man damit beginnen, ihm die Führung des PF anzuvertrauen. Natürlich war da eine gewisse Supervision der Nordlands notwendig, die auch jeden Tag einige Zeilen beisteuerten. So war Freddy noch beizubringen, dass das PF ein amtliches Dokument war, und nicht ein persönliches Tagebuch. Sie fanden bei ihm schon Einträge, die von seiner Liebe zu Rebecca handelten. Das war noch harmlos, aber doch etwas zu frühreif.

Das Schuljahr hatte Mitte August begonnen. Im September war es soweit, dass Herr Philipp Mohler, der neue Lehrer, einen Ausflug in den Wald anordnete, der sich nach und nach wunderbar gelbrot färbte.

Die Kinder zogen um zehn Uhr vormittags los. Sie waren mit allerlei Proviant bepackt, der ihnen für das Picknick im Grünen dienen sollte.

Nach einem etwas mühsamen Anstieg vom Dorf kam die sechzehnköpfige Gruppe auf eine Anhöhe, auf der eine alte Linde stand. Wie der Lehrer erklärte, war dieser Baum schon vor Hunderten von Jahren an der gleichen Stelle vorhanden, als ringsherum noch das dunkelste Mittelalter tobte. „Wie glücklich kann sich diese Linde schätzen“, so Herr Mohler, „dass sie alle Zeitalter überlebt hat, und nun noch die Wertschätzung in unserem Zahlenzeitalter genießt, welche ihr frühere Epochen zu Unrecht verwehrt haben.“

Er fuhr fort: „An diesem alten Baum werde ich Euch die Grundlage unserer modernen Zeit erläutern, das Zählen. Wir versuchen, alle Blätter dieser Linde zu zählen, eines nach dem anderen. Zu diesem Zweck bilden wir fünf Gruppen zu je drei Schülern. Zuerst müsst ihr aber in jeder Gruppe eine Schätzung machen über die Zahl der Blätter auf diesem Baum. Berät unter Euch, schreibt eine Zahl auf ein Blatt und gebt es mir. In fünf Minuten müsst Ihr damit fertig sein.“

Freddy setzte sich mit Rebecca und Karl auf eine Bank, die gerade neben der Linde stand. Von dort aus hatte man nicht nur einen schönen Blick auf den Baum, sondern auch auf das Tal. Das Trio überlegte fieberhaft, was es als Zahl der Blätter angeben sollte. Freddy war für eine Million Blätter. Rebecca glaubte an hunderttau-

send Blätter. Karl war der Kühnste mit fünf Millionen Blättern.

Schliesslich einigte sich die Dreiergruppe auf 1,5 Millionen Blätter. Das schien Rebecca weit übertrieben zu sein. Die beiden Buben fanden jedoch, das sei eine realistische Zahl. Freddy übergab das Blatt dem Lehrer.

Dann begann für das Trio die eigentliche Zählerarbeit. Es nahm sich einen Ast des Baumes vor, der weit nach unten hing. Ein Blatt nach dem andern wurde mit einem Stift markiert, damit es nicht zu Doppelzählungen kam. Dann wurde ihm eine Nummer gegeben, die Freddy in seinen *Schüler-Laptop* eintrug. Er begann mit der Zahl Eins. Im Nu war die Zahl Hundert erreicht. Nach tausend Blättern legte die Gruppe eine Pause ein. So ging es weiter, bis die Zahl von zehntausend Blättern erreicht wurde.

Die anderen vier Gruppen waren gleich emsig ans Werk gegangen. Bis zur Mittagszeit hatten sie auch je ungefähr zehntausend Blätter beieinander.

Nun begann die einstündige Pause, die dem Picknick gewidmet war. Freddy gab von seinen Esswaren solche an Rebecca und Karl ab und erhielt im Gegenzug gute Sachen, die er nicht auf sich hatte. Als Getränk gab es kalten Tee und Mineralwasser. In diesem Punkt hatte sich in den letzten zweihundert Jahren nicht viel geändert.

Um ein Uhr nachmittags ging die Zählerei weiter, die bis drei Uhr dauern sollte. Das Trio unter Freddy kam diesmal auf etwa 15'000 Blätter.

In der Mitte des Nachmittags hatten alle fünf Gruppen zusammen 100'000 Blätter. Nun übernahm Herr Lehrer Mohler wieder die Führung. Alle vierzehn Kinder sassen nun auf dem Boden. Sie bildeten einen Halbkreis um den Lehrer, der ihnen nun stehend einen kleinen Vortrag hielt.

“Das Zählen ist – wie ihr alle wisst – die Grundlage unseres neuen Zeitalters, das gegen das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts mit Bill Gates und anderen Pionieren begonnen hat. Der Siegeszug des Computers, der nichts anderes kann, vereinfacht ausgedrückt, als zählen und rechnen, stand am Anfang dieser Entwicklung. Da wir nun alles auf dieser Welt zählen können, haben wir auch den Schlüssel dazu, alle Dinge auf dieser Erdkugel zu beherrschen. Eck- und Drehpunkt unserer Welt ist das *World Computing System (WCS)*, dessen Hauptquartier sich in den USA befindet. Dort wird nichts anderes gemacht als alle Informationen, die dorthin fließen, zu zählen und zu archivieren. In genau einer Stunde werden wir dem WCS mitteilen, wie viel Blätter es auf dieser alten Linde hat. Kommt eine andere Schulklasse in einem Jahr auf die Idee, die Blätter dieses Baumes erneut zu zählen, wird das WCS bereits über unsere Referenzzahl verfügen. Ein Vergleich kann gemacht werden.“

Freddy streckte auf. „Herr Mohler, wie wollen Sie die

Gesamtzahl der Blätter auf unserem Baum feststellen, nachdem wir diese nur in fünf Teilbereichen der Linde exakt erfasst haben?“

Der Lehrer lächelte. „Freddy, Deine Frage ist gut. Aber die Antwort ist nicht so schwer. Wir werden uns zu diesem Zweck die Blätterpracht auf dieser Linde als Deckmantel einer Halbkugel vorstellen. Wir tragen auf ihr die Flächen ein, die von Euch fünf Gruppen genau gezählt worden sind. Dann vergleichen wir diese gezählten Flächen mit der Gesamtoberfläche der Halbkugel, und kriegen eine Prozentzahl, bspw. 15 Prozent. 100'000 Blätter sind also rund 15% aller Blätter auf dem Baum. Wieviel Blätter zählt der Baum dann?“

Freddy überlegte rasch, was 100'000 geteilt durch 15 mal 100 ergeben würde. Er kam auf 666'666 Blätter. Er rief diese Zahl so laut er nur konnte.

Andere Schüler nannten eine andere Zahl. Einige weitere kamen aber auch mit Freddys Zahl. Der Lehrer setzte diesem Durcheinander ein Ende.

“Freddy hat Recht. Stellen Eure gezählten 100'000 Blätter 15% der Gesamtfläche der Halbkugel dar, haben wir insgesamt 666'666 Blätter auf diesem Baum.“

Nun ging Herr Mohler daran – das konnten seine Schüler noch nicht – auf seinem Lehrer-Laptop die Flächen einzugeben, welche die Schüler exakt gezählt hatten. Er kam auf nur 8 Prozent der Halbkugeloberfläche. Wa-

ren nun 100'000 Blätter 8 Prozent der Oberfläche des Baumes, hatte es auf diesem ungefähr 1,25 Millionen Blätter.

Der Lehrer verkündigte dieses Resultat, zu dem er dank seines guten Lehrer-Laptops in Sekundenschnelle gekommen war. Die Gruppe wartete in gespannter Ruhe. Welche der fünf Dreiergruppen war mit ihrer Schätzung dieser Gesamtzahl von Blättern auf dem Lindenbaum am nächsten? Herr Mohler schaute sich die Zahlen nochmals an, welche ihm die Gruppen um 10 Uhr morgens vor dem Zählprozess anvertraut hatten. Er nickte anerkennend.

“Wir haben zwei Sieger. Es ist die Gruppe von Freddy, die auf 1,5 Millionen Blätter getippt hat, und die Gruppe Patrick, die eine Million Blätter geschätzt hat. Die richtige Zahl befindet sich in der Mitte beider Spontanschätzungen. Ich rufe also beide Gruppen als Sieger aus!”

Freddy, Karl und Rebecca fielen sich um den Hals. Es tat gut, in dieser ehrgeizigen Klasse als Sieger festzustehen.

Abends erzählte Freddy seinen Pflegeeltern, was er während des Schulausflugs erlebt hatte. Sie lobten ihn auch.

Seiner *Personal File (PF)* im *Schüler-Laptop (SL)* vertraute Freddy an diesem Abend an, wie stolz er sich als Sieger dieses Wettbewerbs fühle. Auch konnte er fortan an keinem Baum mehr vorbeigehen ohne sich zu fragen,

wie viel Blätter er wohl zählen möge. Zum Glück gab es im WCS eine besondere Webseite, die ausschliesslich dem Zählen der Blätter von Laubbäumen gewidmet war. Derart konnte Freddy feststellen, dass auf dieser Welt schon Tausende von Schulkassen das Gleiche getan hatten wie seine Klasse. Die Resultate ihrer Zählereien waren hier allesamt vermerkt, zusammen mit einem Foto des jeweiligen Baumes. Herr Mohler hatte versprochen, in wenigen Tagen das Resultat der Zählerei seiner Klasse im WCS zu veröffentlichen. Freddy freute sich auf diesen Moment. Selbst seine Eltern im fernen Afrika würden in der Lage sein, diese Webseite aufzusuchen und ihren Sohn zu bewundern, wie er mit der ganzen Klasse vor der alten Linde stehen würde. Zudem würde dort sein Name als Sieger des Schätzwettbewerbs vermerkt sein, zusammen mit dem seiner Gruppenkollegen und der anderen siegenden Gruppe.

VII ERSTE VERLIEBTHEIT

Freddy ging nun bereits in die vierte Klasse. Er war mittlerweile 9 Jahre alt geworden. Der Klassenlehrer, Herr Reinhold Sturm, war voll des Lobes für den Knaben, der immer noch bei seinen Pflegeltern lebte. Das war weiter nicht verwunderlich. Da Freddys Eltern immer noch in Afrika arbeiteten, hatte der Junge viel Zeit für die Schularbeiten.

Die Klasse 4C wies nach wie vor 14 Schüler auf. Einige waren in der Zwischenzeit gegangen. Neue Schüler waren dazu gekommen. Freddy, Karl und Rebecca bildeten unverändert eine Arbeitsgruppe, die von Freddy angeführt wurde.

Bei einem Orientierungslauf im Wald geschah es, dass Freddy und Rebecca längere Zeit allein zusammen waren. Sie hatten Karl nicht bei sich, da er an diesem Tag krank war. Darum mussten sie zu Zweit die Aufgaben lösen, die normalerweise zu Dritt leichter von der Hand gingen.

Rebecca und Freddy knieten auf dem moosigen Waldboden. Auf einem grossen Baum, der die Waldlichtung säumte, sang eine Amsel. Vor den beiden Kindern lag die Ortskarte. Der nächste Posten, der zu finden war, lag in südlicher Richtung. Er wurde in den Unterlagen zum Orientierungslauf wie folgt beschrieben:

Posten liegt dort, wo drei Wege zusammenkommen, und Wasser aus der Erde sprudelt, dem heilende Kräfte zugeschrieben werden.

Freddy blickte in das hübsche Gesichtlein von Rebecca, die ihn erwartungsfroh anblickte. „Weisst Du, Rebi, was das zu bedeuten hat?“ Zu seiner Verwunderung lief das Mädchen ganz rot an. Ihre dunklen Augen blitzten. Sie strich sich ihre lange Mähne aus dem Gesicht. Sie sagte zu ihm: „Damit ist das Heiligenbrünli gemeint, nicht sehr weit von hier.“ Freddy nickte anerkennend. Rebecca war wirklich ein patentes Mädchen!

Da spürte er, wie sie ihre Hand auf die seine legte. „Nicht so schnell!“, bat sie. „Wir müssen nicht gleich gehen.“ Sie lief wieder ganz rot an und wagte nicht, ihm in die Augen zu blicken. Freddy begriff auf einmal. Rebecca war verliebt in ihn! Er beugte sich zu ihr, sie war ja einen Kopf kleiner als er, und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Das war zuviel für Rebecca. Sie schlang ihre Arme um Freddys Hals, drückte ihn heftig an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

So etwas hatte der Junge noch nie erlebt. Er liess Rebecca gewähren, wusste aber nicht, ob das richtig war und ob seine Eltern im fernen Afrika damit einverstanden wären. Als Rebecca ihren Liebesdurst gestillt hatte, begann sie unvermittelt zu weinen. Ihre beiden Arme glitten von Freddys Hals und Schultern. Nun war es an ihm die Kleine zu trösten. Er nahm Rebecca in seine Arme und gab ihr einige sanfte Küsse auf die Wangen.

Rebecca beruhigte sich augenblicklich. Ihr Tränenstrom versiegte. Eine Weile blieben beide still. Freddy hielt Rebecca immer noch in seinen Armen. Dann löste er sich von ihr.

„Wir müssen gehen!“, sagte er mit bestimmter Stimme. „Sonst sind wir noch die Letzten!“ Rebecca nickte. Bald waren sie wieder im dunklen Wald. Der Vogel auf dem Baum sang für sich allein weiter.

Dieser Tag brachte für Freddy und Rebecca zwei erfreuliche Dinge. Zum einen hatten sie sich nun endlich als liebende Freunde gefunden. Das versprach für die Zukunft manche schöne Stunden zusammen und eine gegenseitige Unterstützung in allen Lebenslagen, die es sonst nicht geben würde. Zum anderen wurden die zwei als Sieger des Orientierungslaufes ausgerufen, was Freddy in seinem abendlichen Eintrag in seine *Personal File (PF)* gerne vermerkte. Vom anderen Erfolgserlebnis mit Rebecca schrieb er dort nichts, obschon der klare Befehl des WCS lautete, in der *PF* „über alle Ereignisse des Tages zu berichten, die von irgendwelcher Relevanz für das Leben des Betreffenden sind.“ Dazu gehörte das gegenseitige Liebesgeständnis von Rebecca und Freddy gewiss. Aber das wollte er doch nicht dem offiziellen Tagebuch anvertrauen, in das die Pflegeeltern, seine Eltern, der Lehrer Sturm und die Beamtinnen und Beamten des allmächtigen WCS jederzeit Einblick nehmen konnten, da sie alle über das Passwort zu Freddys *PF* verfügten.

Beim Einschlafen dachte Freddy intensiv an Rebecca. Er hoffte, dass sie ihn so stark liebte wie er sie liebte. Da er ohne seine Eltern aufwachsen musste, empfand er es als doppelt schön, nun über eine persönliche Freundin verfügen zu können, mit der er Zärtlichkeiten austauschen konnte und der er alles anvertrauen durfte. Sein letzter Gedanke war, bevor er einschlief, dass Rebecca ihrem PF hoffentlich nichts über ihre neue gemeinsame Liebe anvertraut hatte.

VIII DIE PAPIERKNAPPHEIT

In den nächsten Tagen und Wochen war Freddy in Gedanken nur noch bei Rebecca. Es interessierte ihn nichts anderes mehr. Er hatte sogar Mühe, sich auf seine täglichen Konferenzen mit seinen Eltern zu konzentrieren, die nun von 18.00 bis 18.30 Uhr angesetzt waren. Es kam vor, dass er nicht einmal richtig zuhörte, wenn ihm eine Frage gestellt wurde. Das war Freddy bisher noch nie passiert.

Der Knabe liebte Bücher über alles. Er konnte ganze Abende damit verbringen, ein altes Buch zu lesen. Das waren Bücher, die noch auf Papier gedruckt worden waren. Die neuen Bücher waren alle die, welche man gegen eine Gebühr oder ohne jede Bezahlung im Internet lesen konnte. Das war heutzutage der Normalfall, umso mehr die Weltregierung, das World Government (WOG) unlängst beschlossen hatte, zum Schutz der Wälder dieser Erde den Konsum von Papier einer strikten Kontrolle und Rationierung zu unterwerfen. Als Sofortmassnahme war die Schliessung aller Papeterien angeordnet worden. In Freddys Schule gab es auch praktisch kein Papier mehr. Der Besitz desselben wurde im Gymnasium unter Strafe gestellt.

In den alten Büchern hatte Freddy erfahren, dass sich frisch Verliebte gerne einen Brief schreiben, um einander

die Gefühle mitzuteilen, welche sie in Gedanken an den geliebten Partner bewegten. Diese Tradition gefiel dem jungen Mann über alle Massen. Er beschloss Rebecca einen Brief nach alter Sitte zu schreiben. Das war viel persönlicher als ein Mail, welches überdies vom gefürchteten World Computer and Communications System (WCCS) jederzeit eingesehen werden konnte.

Aber wie konnte Freddy an das notwendige Papier gelangen, um seinen Traum eines Liebesbriefes zu verwirklichen? Den Briefumschlag war noch das geringste Problem. Herr Nordland schenkte ihm ein Couvert, zusammen mit der richtigen Frankierung. Briefmarken wie anno dazumal gab es auch keine mehr. Man konnte nur mehr Briefumschläge mit der richtigen aufgedruckten Frankatur kaufen. Der Brief an Rebecca, der nur eine geringe Distanz zurücklegen musste, kostete immerhin einen Eurodollar (EURO).

Freddy verfiel auf die Idee, aus einem alten Buch, das ihm seine Eltern zum zehnten Geburtstag geschenkt hatten, eine Seite herauszureissen. Es handelte sich um das Abenteuerbuch Robinson Crusoe in der Sahara, das beschrieb, wie sich eine Familie in der Wüste verfahren, eine Oase gefunden und dort ein neues Leben aufgebaut hatte, ganz abgeschirmt von der weiten Welt. Diese Seite am Schluss des Buches trug nur einen Verweis auf die Verlagsanstalt, wo das Buch gedruckt worden war. Sonst war sie ganz leer.

Der Junge machte sich abends in seiner Bude mit

Feuereifer an das Schreiben seines Liebesbriefes. Bald waren beide Seiten mit seiner Handschrift bedeckt. Er hatte sogar Mühe, Herzliche Grüsse und seinen Namen noch irgendwo am Rand des Papiere unterzubringen. Beim Durchlesen des Briefes beschlich ihn das Gefühl, etwas zuviel Pathos und Gefühl verströmt zu haben. Rebecca gefiel ihm in der Tat sehr. Aber was war, wenn die Briefpolizei das Schreiben aufmachen und lesen würde? Dazu war diese Zensurbehörde jederzeit befugt. Es war möglich, dass seine Strafe darin bestehen würde, dass man ihn vom Gymnasium verweisen würde. Der Grund würde darin bestehen, dass er unrechtmässig Papier verschleudert hatte. Alle Mitteilungen zwischen Menschen durften ja neuerdings nur noch telefonisch oder über SMS oder Mails erfolgen. Privatbriefe auf Papier waren strikte verboten.

Um dieser Gefahr zu entgehen, warf Freddy am nächsten Morgen den Liebesbrief nicht in den nächstbesten Briefkasten. Nein, er trug ihn mit sich in die Schule. Nachdem diese am Nachmittag aus war, konnte er Rebecca für eine halbe Stunde im kleinen Wäldchen treffen, das sich etwas ausserhalb des Dorfes befand. In der Mitte stand das Heiligenbrunnchen, von dem hier schon die Rede war, und eine alte Bank, welche den beiden Verliebten als Sitzplatz diente. Auch dort waren sie von Spionen nicht sicher, sei es von Land oder von der Luft (via dem World Satellite Viewing System, WSVS) aus. Letzteres suchte die Welt unablässig nach verdächtigen Vorgängen ab, wobei jeder Quadratmeter dieser Erde regelmässig untersucht wurde.

Freddy umarmte Rebecca. Zugleich schob er seinen Brief, der in seiner Handfläche lag, in die Innenseite der Jacke des Mädchens. Sie begriff, dass er ihr einen Brief übergeben wollte. Sie dankte ihm für dieses Geschenk ohne zu wagen, den Brief hervorzunehmen oder gar sofort zu lesen.

Das passierte erst nachts, als Rebecca allein in ihrem Zimmer war. Sie zündete eine rote Kerze an. In deren Schein las sie den Brief von der ersten bis zur letzten Zeile, und dies mehrere Male. Der Brief war wunderschön. Er wärmte Rebeccas Herz. Aber sie wusste, in welche Gefahr sich Freddy ihretwegen begeben hatte. Der dumme Bub! Schweren Herzens verbrannte Rebecca das Papier in den Flammen der Kerze. Den Brief hatte sie zuvor auswendig gelernt. So war Freddy, und auch sie, gerettet. In solchen Sachen verstanden weder das WOG noch das WCCS Spass.

Freddy war sichtlich erleichtert als ihm Rebecca beim nächsten Treffen beim Heiligenbrunnchen mitteilte, der Brief existiere nicht mehr. Er habe sich selbst in Luft aufgelöst. Nur der Brief selbst, aber nicht sein Inhalt, an den sich Rebecca fortan jeden Tag gerne erinnerte.